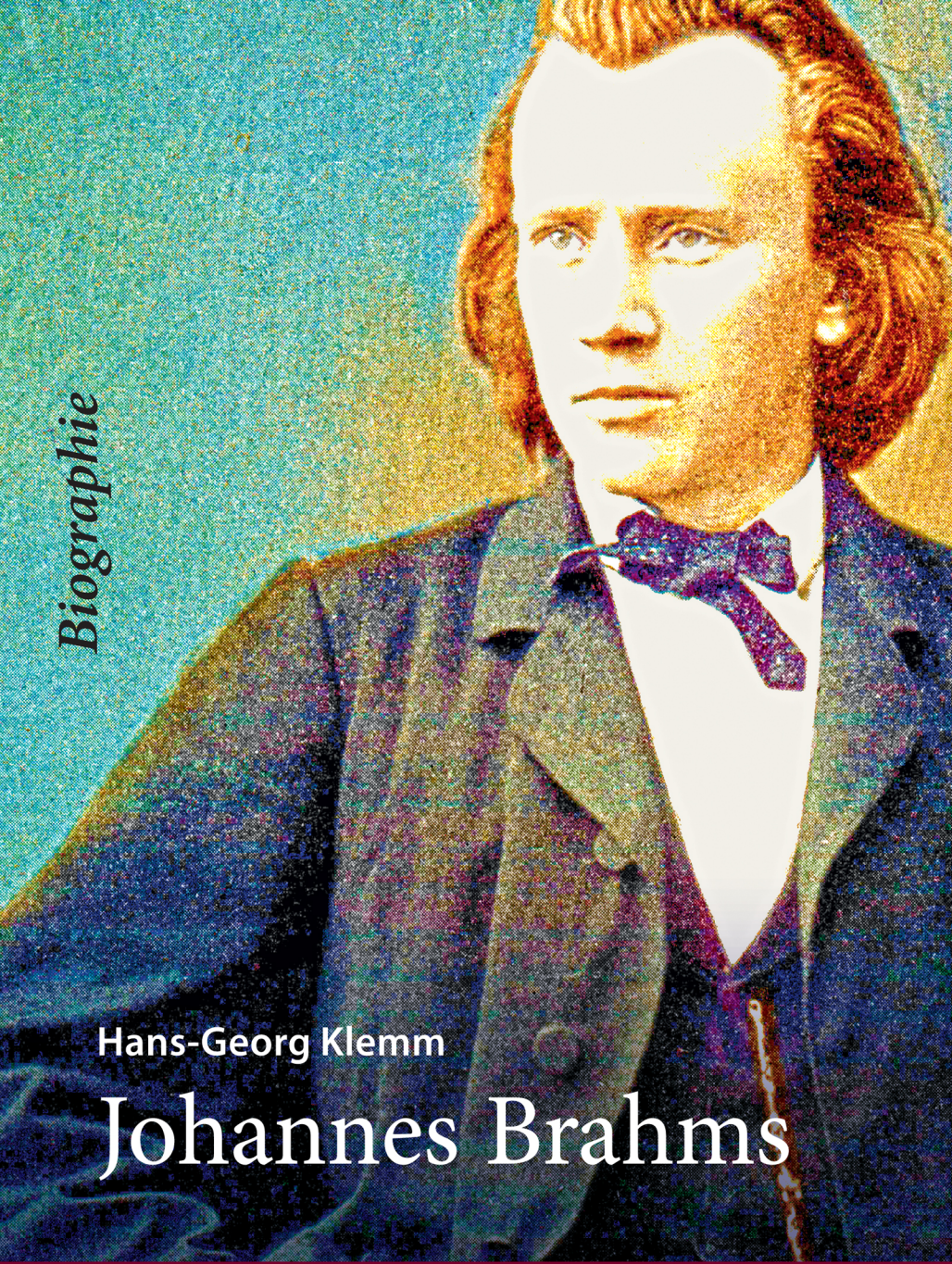


A portrait of Johannes Brahms, a young man with long, wavy brown hair, wearing a dark blue suit jacket over a white shirt and a dark blue bow tie. The background is a textured, mottled blue and green. The word "Biographie" is written vertically in a stylized font on the left side.

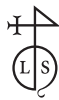
Biographie

Hans-Georg Klemm

Johannes Brahms

LAMBERT SCHNEIDER

Am besten lesen.



LAMBERT SCHNEIDER

Am besten lesen.

Am besten lesen.

Am besten lesen.

Hans-Georg Klemm

Johannes Brahms

Aus dunkler Stille ...

Biographie

Am besten lesen.

Am besten lesen.

Am besten lesen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Lambert Schneider Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2014 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder
der WBG ermöglicht.

Lektorat: Projektmanagement & Verlagslösungen Dr. Rainer Aschemeier, Weinheim

Einbandabbildung: Johannes Brahm © akg-images

Einbandgestaltung: Peter Lohse, Heppenheim

Satz: SatzWeise, Föhren

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.lambertschneider.de

ISBN 978-3-650-40011-6

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-650-73789-2

eBook (epub): 978-3-650-73790-8

(Noch immer und für immer)
Meinem Djinn

„Wer ihn einmal lieb gewonnen,
wird nimmer wieder von ihm lassen können.“
(Marie Lipsius)

Inhalt

Prolog	9
Erster Teil (1833–1865)	11
Im Gängeviertel	11
Ein ungleiches Paar	16
Schule und andere Schrecken	19
Das Wunderkind	24
Ein Musikdirektor aus Düsseldorf	28
Auf Tournee	32
Das Schatzkästlein	37
Ein Genius zu Besuch	42
Schumanns Dämonen	49
Claras Engel	55
Werthers Leiden	59
„Pimpelkram“ und ein Sommer der Liebe	68
Ein Wiegenlied für Frau Berta	73
„Hans Neubahn“, Krethi und Plethi	76
Ein feindlicher Freund	81
„Frei, aber einsam“	85
Intermezzo	88
Zweiter Teil (1865–1897)	91
Ein Brief aus Hamburg	91
Der Zauberstab senkt sich	94
Brahmse, mit Milch und Brot	97
„Komponist Schrams“	98
Ein Wunsch geht in Erfüllung	101
Eine Sinfonie bleibt hängen	104
Ein liebliches Ungeheuer	109
„Ein Stück für Geige“	112
Ein kleiner Schreck	115

Ein Abend bei Mondenschein	118
Kinder	125
Die sauren Kirschen der Steiermark	129
Eine Frau und ein Fräulein	133
Eine Geschichte ist noch nicht aus	138
Vier Lieder	142
Abschied	146
 Epilog	 155
 Nachwort	 156
 Danksagung	 158
 Anmerkungen	 159
 Literaturverzeichnis	 162
 Register	 164

Prolog

Wien, 2. Februar 1865

Etwas ist anders als sonst. Etwas lastet auf dieser Tür, vor der er nun schon einige Augenblicke steht, auf dem Zimmer dahinter, dem Menschen darin. Er zögert, als er seine Hand an die Türklinke legt. Und weiß nicht warum. Da dringt aus dunkler Stille plötzlich unsterbliche Musik zu ihm: die Aria der Goldberg-Variationen. Wie oft hat er sie schon gehört, auch von ihm, doch selbst *sie* ist anders in diesem Moment, unendlich traurig erscheint sie ihm, fast so, als läge aller Schmerz der Welt in ihr.

Schwere Vorhänge sperren das trübe Licht eines frühen Wintermorgens aus, nur der helle Schein eines Kerzenleuchters auf dem Klavier. Der Freund blickt auf den unbewegten Rücken, auf das blonde Haar des gesenkten Kopfes. Erst als sich das Gesicht leicht zu ihm wendet, kann er die Tränen sehen, die an den Wangen herabfließen. Und noch während er weiterspielt, antwortet Brahms auf die stumme Frage, sagt, was geschehen ist, mischt seine Worte in die Töne der ersten Variation, in die Klänge Bachs, die ihn trösten, wie einen nur seine Mutter tröstet. Dabei hat er nur sie vor sich, ganz nah: ihre gütigen blauen Augen, die nun für immer erloschen sind. Sieht sie, wie er sie als Kind einst sah, vor langer Zeit, weit weg von hier ...

Sie schiebt sanft eine weiße Gardine beiseite, öffnet ein wackeliges Fensterchen und lächelt noch einmal hinab zu ihm.

Erster Teil

*O wüsst ich doch den Weg zurück,
den lieben Weg zum Kinderland!
O warum sucht ich nach dem Glück
und ließ der Mutter Hand?*
(Heimweh II op. 63/8)

Im Gängeviertel

Es ist ein verrufener, ja verruchter Ort, wo das Elend zu Hause ist, wo Gefahren und Laster an jeder Ecke lauern, Krankheiten und Seuchen. Feuchter Nebel zieht in Schwaden vom Hafen her, Möwen kreisen schreiend darüber. Es ist die Unterwelt Hamburgs, der „Schlupfwinkel der Verbrecher und Dirnen“. Diesen Ruf verliert das Gängeviertel nicht mehr, erscheint es dem Fremden doch so unheimlich, so undurchdringlich. Die Polizei traut sich nur in Doppelstreife hinein. Und findet sich selbst kaum zurecht.

Mehr als nur ratsam ist es also, sich jemandem anzuvertrauen, der sich gut auskennt hier. Denn ohne ihn wäre man verloren, hoffnungslos verloren in diesem Labyrinth aus düsteren Höfen und Gängen, die noch dazu schluchtartige Wege verbinden können. Dort unter dem Haus die steile Treppe: Sie führt hinab in einen Raum, völlig verdunkelt durch eine vorspringende Wand, drei Schritte weiter geht's rechts in einen kleinen Hof, von da, wie in eine Höhle, unter einem der unzähligen Fachwerkhäuser hindurch. Dicht an dicht stehen sie, mit ihren vier, fünf oder gar sechs Stockwerken, halten sich gegenseitig stützend aufrecht und strecken ihre verräucherten Giebel einem dunstigen Himmel entgegen. Wie soll da die Sonne in all die Gänge dringen, deren Namen eigentümlich sind und vielsagend: Kornträgergang und Bäcker gang heißen sie, Breiter Gang und Langer Gang, Ehebrechergang ... Gewunden schlängeln sie sich durch das Viertel, nur wenige Meter schmal, sodass kein Fuhrwagen hindurch geht. Nur die Karren der Händler klappern und quietschen auf dem alten Pflaster, zwei hölzerne Speichenräder

ächzen unter der schweren Ladung aus Holz oder Torf, aus Lebensmitteln oder Altwaren. Menschen ziehen oder schieben sie, wenn kein Hund als Zugtier davor gespannt ist, dem die Zunge lang heraushängt.

Schwerstarbeit haben auch die vielen Katzen zu verrichten, denn es wimmelt geradezu von Mäusen und Ratten, die in den Abfällen wühlen, und beißend ist der Gestank an manchen Tagen, zumal im Sommer. – Die schiefen Verschläge, die an die Häuser angebaut sind? Hinter ihren niedrigen Türen befinden sich hölzerne Kastenbänke mit einem Loch in der Mitte. Das sind die Aborte. In den Wohnungen gibt es keine Toiletten, kein Bad, kein fließendes Wasser. Wer sich nachts nicht in das Dunkel hinabtraut, dem bleibt nur der Nachtopf. Für die eigene Gesundheit ist der ohnehin allemal besser, denn gereinigt werden die Sammelklosetts nur sehr selten. In offenen Rinnsteinen kriechen Fäkalien und Abwässer dahin, allen Unrat mit sich nehmend. Und kaum ein Wind, der hier geht. – Weit oben aber trocknet die nasse Wäsche auf „Rikkenstaken“ oder ist von Fenster zu Fenster quer über den Weg gehängt.

Die Bewohner halten sich lieber draußen auf, statt in kleinen muffigen Stuben zu hocken, wo Kakerlaken hausen, Wanzen in Betten und Möbeln nisten, hinter Tapeten, unter den Dielen. Man rückt ihnen zu Leibe mit Brennspritus und kochendem Wasser, und wird sie doch nicht los, ebenso wenig wie die Ratten und Mäuse. Bis zu 25 Familien sind es, die in einem Haus leben, jeweils nur durch eine dünne Bretterwand getrennt. – Was man da nicht alles zu hören bekommt ...

Ja, das Gängeviertel – besser gesagt: die Gängeviertel, denn es gibt sowohl in der Alt- als auch in der Neustadt eines – zählen seit jeher zu den elendigsten Gegenden Hamburgs. Ab dem 16. Jahrhundert sind sie entstanden, nach und nach. Die „Gänge“, das sind ursprünglich Gartenwege außerhalb der alten Stadt gewesen. Wegen der Wohnungsnot hat man an ihnen reihenweise primitive Häuser, sogenannte Buden errichtet. Notunterkünfte für die Armen, gerade mal 20 Quadratmeter „groß“, mit ein bis zwei kleinen Räumen im Erdgeschoss und einem Dachboden. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte hat man einfach aufgestockt, denn die Bevölkerung ist rasant gewachsen und die Mietkosten sind dramatisch in die Höhe geschneilt. Bis zu fünf Geschosse, „Sähle“ genannt, hat man auf die Buden gesetzt: Raum für Menschen, die froh sind, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben.



Reger Betrieb herrscht daher hier draußen, in den Höfen und Gängen. Kinderscharen lärmern, Frauen schwatzen in urwüchsigem Plattdeutsch, Lärm und Gekreis dringt aus den Spelunken, und die zerrissenen Töne eines Schifferklaviers flattern heran von allen Seiten. Wasserträger bahnen sich ihren Weg durch die Menge, die kostbare Flüssigkeit schwappt bedenklich in den beiden Eimern, die an Ketten befestigt von einer Stange auf der Schulter herabhängen. Es sind zumeist Frauen, doch der bekannteste ist ein Mann: Johann Wilhelm Bentz heißt er, aber so ruft ihn niemand hier. „Hummel“ nennt man ihn, vielleicht weil sein Vormieter so geheißen hat, ein Soldat. Er schimpft auf die Gören, die freudig hinter ihm herhüpfen und seinen Spottnamen schreien, so lange schreien sie, bis Bentz endlich seine Antwort „klei di an’n mors“, die er misshütig wie immer vor sich hin knurrt und übersetzt so viel wie – Verzeihung – „Kratz dich am ...“ bedeutet, so richtig schön laut, wenn auch sehr verkürzt, hören lässt. Und so schallt es dann durch die Gassen, das bekannte: „Hummel, Hummel!“ – „Mors, Mors!“ Damit sie ihn endlich in Ruhe lassen. Und statt seiner doch lieber die dumme „Zitronenjette“ hänseln oder einen der „Fleetenkieker“.

So nennt man die, die es bei Ebbe zu den „Fleeten“, den Kanälen, zieht. Dann stochern sie in dem Unrat und Schlick herum. Irgendetwas Brauchbares findet sich schon für sie, die Ärmsten der Armen. So schlecht wie ihnen geht es den meisten hier sicher nicht. Die Männer sind kleine Handwerker, Gelegenheitsarbeiter; die Frauen Näherinnen, Färberinnen, Wäscherinnen. Sie müssen dazu verdienen, denn in festem Lohn und Brot steht kaum jemand, und die Sorgen sind groß. Manch einer nimmt schon fremde Schlafgänger bei sich in der winzigen Wohnung auf, und trotzdem bleibt nicht viel, wenn man die Familie ernähren will. Die Miete muss irgendwie aufgebracht werden, jährlich und auf einen Schlag. Wer das nicht kann, wird auf die Straße gesetzt. Und so klappern an Zahltagen die Karren, nach ihrem Erbauer „Schott’sche Karren“ genannt, in den Gassen, geschoben und gezogen von den nun Obdachlosen, die ihr Hab und Gut in eine neue Bleibe bringen. Doch woran will man sparen? Am Holz und Torf zum Heizen? Am Essen und Trinken? An der Kleidung vielleicht oder am Schulgeld für die Kinder?

Überhaupt, die Kinder: Was soll nur aus ihnen werden, wenn man in so eine trostlose Welt hineingeboren wird? Hier gibt es kaum ein Kind, das sein eigenes Bett hat. Der Platz allein reicht meist nicht aus dafür. Und so schlafen die Kleinen in Schubladen oder gar Eierkisten, die ihre

Väter an die Wand nageln, auf ausgebreiteten Kleidungsstücken auf dem Fußboden. Verwahrlost laufen die meisten in den Gängen herum, schmutzig, denn man muss sparsam umgehen mit dem kostbaren Wasser ... Es ist ein gewohnter Anblick, ebenso wie ihre krummen Beine. Die sind von der Rachitis. Fast jedes Kind wird befallen von den Krankheiten, die im Gängeviertel grassieren: Scharlach und Diphtherie wüten, Keuchhusten und Masern, am schlimmsten die „Motten“, die Lungentuberkulose. Sie lässt die Menschen nicht alt werden hier. Die Hälfte der 15- bis 40-Jährigen, die an einer Krankheit sterben, sind Schwindsüchtige ...

Es gehört viel Glück zum Überleben, und noch mehr dazu, aus sich etwas zu machen. Wie soll man nicht auf die schiefe Bahn geraten, wenn die eigenen Eltern einen ausschicken zum Betteln und Stehlen, wenn man gewohnt ist an den Anblick von Gaunern und Verbrechern, von Betrunkenen, die tagüber schon durch die Gassen torkeln? Es kann den Kindern kaum verborgen bleiben, was sich in den Kellerwirtschaften abspielt, wo Hehlerwaren den Besitzer wechseln, wo Schlägereien eher die Regel sind als die Ausnahme und das Messer lose in der Tasche sitzt. Und die vielen hübschen Damen sind auch nicht zu übersehen, bei Tag und bei Nacht ... Dürftig bekleidet oder gar nackt treten sie aus den Häusern heraus und zerren die Männer herein zu sich. Kleine Mädchen spielen schon das „Anmachen“ nach, und vergeblich versucht so manche Mutter, ihren Kindern weiszumachen, diese Frauen seien „Schauspielerinnen“. Die bittere Armut ist es, die sie in die Prostitution gezwungen hat. Kaum eine Straße ist im Gängeviertel, in der es kein Bordell gibt.



Stärker noch wird das Gewimmel in den Gängen und Höfen, da es Abend geworden ist. In den Küchen klappert das Geschirr, junge Mädchen singen und junge Männer flöten. Schmutzbedeckt kehren viele von der Arbeit zurück, denn waschen kann man sich dort nicht. Und auf so manchen Familienvater wird man vergeblich warten – das Wirtshaus lockt mehr als das eigene Heim. Schon versehen die Laternenanzünder ihren Dienst, und die Gesänge der Kinder erfüllen die Höfe und Gänge. Für ein paar Pfennige streifen sie seit der Dämmerung durch das Viertel. Nach Hause zieht es sie noch lange nicht.

Ganz im Gegensatz zu einem etwa dreißigjährigen Mann, der einen Kontrabass schultert. Begleiten wir ihn auf seinem Heimweg in eine

ganz bestimmte Wohnung, auch wenn er durch die verrufenste Gegend führt, den Specksgang: einer der krummsten, engsten, dunkelsten aller Gänge. Hier wird mit Gewürzen gehandelt, wie man riecht, und mit Leder, mit Brot und Fett und beim „Plünnenhöker“ mit Lumpen. Maurer und Drechsler leben hier, Schneider, Schuhmacher, Tischler – und auch dieser Mann, der Musiker.

Schlüters Hof, Nummer 24: Etwas zurückgesetzt steht das fünfstöckige Haus am Ende eines kleinen, finsternen Hofes. Das Tor ist unverschlossen, wie alle hier. Es gibt nichts, was sich zu stehlen lohnte. Kaum einen Schritt breit ist die steile, hühnerleiterartige Holzterrasse, über deren ausgetretene Stufen man hinauf stolpert in den ersten „Sahl“. Ein Geländer gibt es nicht. Nur ein glitschiger Strick baumelt an einer der schwarz-fettig glänzenden Bretterwände herab, die von beiden Seiten die Treppe einschließen. Man muss sich das vorstellen: Hier hinauf wird Holz und Torf geschleppt zum Heizen. Wie beschwerlich das ist! Wie lange das dauern muss! Ist man endlich oben, befindet sich linker Hand hinter einer niedrigen Tür die Küche. Schüsseln und Eimer voller Wasser, in einer Mauernische ein eiserner Ofen, nicht viel größer als ein Puppenherd, der durch ein Blechrohr mit dem Schornstein verbunden ist. Hier wird gekocht, hier wird auch die Wäsche gewaschen. Es ist feucht und stickig, gelüftet wird ungern, denn man weiß nie, ob das Fenster sich wieder schließen lässt und damit die Wärme nicht entweicht und auch in das Wohnzimmer nebenan dringt. Kaum zwei Meter hoch ist es, von der holprigen Diele bis zur rissigen Decke. Weiße Gardinen schmücken die beiden wackeligen Fensterchen hier, die nur ein Stützbalken trennt. Und bunt bemalte Porzellantöpfe mit Blumen stehen davor, auf die kaum je ein Sonnenstrahl fallen kann. Schließlich gelangt man in den letzten Raum der Wohnung: eine winzige Schlafstube, deren Enge einem den Atem nimmt. Ein Fenster geht auf den Hof.

Dies ist der Ort, wo Johannes Brahms am 7. Mai 1833, einem Dienstag, geboren wird.



Brahms habe, wie Clara Schumann Jahrzehnte später von ihm erfahren wird, in seiner Kindheit „Eindrücke empfangen, Dinge gesehen, die einen düsteren Schatten“ auf seinem Gemüt hinterlassen hätten. Was ge-

nau er damit gemeint hat, wissen wir nicht, doch so manches lässt sich errahnen. Brahms will nicht enden wie so viele Menschen hier. Er wird es nicht, sondern, wie niemand vor oder nach ihm, aus dem Dunkel des Gängeviertels aufsteigen ins Licht. „So schwer wie ich, hat es nicht leicht jemand gehabt“, urteilt er ein halbes Jahrhundert später über seine Kindheit und Jugend, um kurz vor seinem Tod dann zu erkennen: „Ich habe es doch ganz gut vertragen; ja ich möchte diese Zeit der Dürftigkeit um keinen Preis in meinem Leben missen, denn ich bin überzeugt, sie hat mir wohlgetan und war zu meiner Entwicklung nötig.“

Und glücklicherweise hat er sich in jenen frühen Jahren der Geborgenheit und Liebe eines der wichtigsten Menschen seines Lebens sicher sein können: Sie schiebt sanft die weiße Gardine beiseite, öffnet das wackelige Fensterchen und lächelt hinab zu ihm ...

Ein ungleiches Paar

Eine kleine, zarte, gebrechlich wirkende Frau, von Kind auf kränklich und durch ein Fußleiden zum Humpeln verurteilt. Sie trägt ein schlichtes Kleid, ist eine eher unscheinbare Erscheinung, das mag wohl sein. Doch ihre Schönheit kommt aus dem Inneren. Denn sie ist voller Güte und Wärme, und durch ihre blauen Augen blickt man in eine reiche Seele. Das ist Johanna Henrika Christiane Nissen, die „vielgeliebte Mutter“.

In Hamburg als Tochter eines Schneiders geboren, entstammt sie einer sozial bessergestellten Familie: Stiftsvögte, Ratsherren und Bürgermeister sind ihre Vorfahren gewesen, Pastoren und Schulmeister. Ihr selbst indes ist eine bedrückend schwere Kindheit und Jugend beschieden gewesen. Von ihrem dreizehnten Lebensjahr an hat sie sich ihren Lebensunterhalt als Näherin und „Kleinmädchen“ selbst verdienen müssen. Bei ihrer verheirateten Schwester ist sie schließlich untergekommen, doch ist es nicht mehr als ein Schattendasein, das sie lebt.

Sie wundert sich zunächst schon darüber, als ein so stattlicher, gut aussehender, vor allem so junger Mann sich ernsthaft für sie zu interessieren scheint. Öfter als nötig kommt er zu ihnen in den Laden, wo es doch nur Knöpfe, Zwirn und Weißzeug zu kaufen gibt und fast nur Frauen einkaufen ... Dann steht er da fröhlich pfeifend oder singend, in seinem schmucken dunkelgrünen Jägerrock und die Uniformmütze

auf dem Kopf. Diese schelmischen dunkelgrauen Augen, dieses braune Haar, dieser volle Mund ... der sie oft zum Lachen bringt. Johann Jakob Brahms heißt er ...



Die Eltern des Komponisten lernen sich 1829 im Gängeviertel der Neustadt, genauer gesagt in der Ulricusstraße 15 kennen. Dort betreibt nämlich die 39-jährige Christiana Friderika Detmering, Frau eine Hafnarbeiters, geb. Nissen, ein Kurzwarengeschäft und vermietet – ein Wink des Schicksals – in einem der Sähle Zimmer an einzelne Herren. Die zwei Jahre ältere Schwester Christiane geht ihr im Laden zur Hand, macht die Hausarbeit und kocht. Bald auch für den neuen Mieter Brahms, der Gefallen an dieser Bleibe und der vortrefflichen Köchin gefunden hat. Der nicht unerhebliche Altersunterschied – immerhin 17 Jahre, Johann Jakob ist erst 24 – scheint keine Rolle für ihn zu spielen, denn sein Entschluss steht nach nur acht Tagen fest: Er macht Christiane einen Heiratsantrag. Die Zeit bis zur Trauung hat sicher dazu gereicht, um der Braut die eigene, schon ein wenig abenteuerliche Lebensgeschichte zu erzählen, Abend für Abend. Und sie hat ihm gut zugehört, nur ab und zu die erstaunten Augen von ihrer Seidenstickerei wegnehmen und wohl auch mal leicht den Kopf schütteln müssen ...

Aus Heide, Dithmarschen, stammt er. Tischler ist der Großvater gewesen, der Vater Gastwirt und Händler. So etwas hätte er auch werden sollen, wie sein älterer Bruder Hinrich. Es hat den Eltern viel Kummer bereitet, dass er, Johann Jakob, so aus der Art geschlagen ist. Denn es hat ihn nie zum Schanktisch gezogen. Er hat sich draußen in der Natur wohl gefühlt, hat lieber den Kühen auf der Weide zugesehen, den weißen Wolken nachgeblickt, dem Flug der Schwalben ... und ein Liedchen gepfiffen dabei.

Die Musik: Sie ist seine Leidenschaft gewesen von klein auf. Die Schule hat er geschwänzt, ein ums andere Mal, ist auch mal weggelaufen von daheim, um heimlich Unterricht zu nehmen. Bei einem Stadtpfeifer – ja, leider, sie sind wohl ausgestorben – ist er in die Lehre gegangen. Die Eltern haben nichts gewusst davon. Hat erst Violine gelernt, dann Bratsche und Violoncell, Flöte und Horn. Und irgendwann hat der Vater seinen Widerstand aufgegeben und ihn unterstützt. Mit 19 endlich hat er stolz diesen Gesellenbrief in den Händen gehalten. Hier das Datum:

16. Dezember 1825. Den in der Tasche und mit nicht mehr als dem kleinen Lehrpfennig ist er nach Hamburg gekommen, hergewandert vor drei Jahren. In die Großstadt, ganz allein. Damit aus dem Musikanten ein Musiker wird. Als Schlafgänger hat er in den schmutzigsten Betten gelegen. Doch einen Lehrer hat er sich dennoch nicht leisten können. Stattdessen hat die Übung den Meister gemacht – vor allem auf dem Flügelhorn. In den Gassen und Höfen hat er es schmettern lassen am Tage, in den Matrosenkneipen des Hamburger Berges in der Nacht. Im berühmigten „Huddel di Ruddel“ etwa, wo man unten und oben tanzt und fast an die Decke stößt dabei. Da hat er auch eine Schlafstelle gehabt, weil die Stadttore ja geschlossen werden nach Sonnenuntergang. Ist nicht viel dabei herumgekommen, ein paar Schillinge nur, mehr nicht. Ein Glück, dass man ihn angestellt hat in der Bürgerwehr der Stadt als Hornist. Auch wenn es nie viel zu tun gab für ihn. Doch auf Bällen und Hochzeiten hat er nebenher ein bisschen was verdienen können. Da ist ihm die Idee gekommen, etwas zu erlernen, das kaum einer spielt. Das man in den feinen Gesellschaften gern spielen hört, den Kunterbaß – den Kontrabass.



„Herr Kapellmeister, dat is min Kunterbaß, da kann ick so laut up speelen as ick mag!“ – „Herr Kapellmeister, en reinen Ton up den Kunterbaß is en puren Taufall!“

Diese stadtbekannten Sprüche über sein Instrument, das er später meisterlich beherrschen wird, sollen auf Johann Jakob Brahms zurückzuführen sein und seine „drollige Art zu denken und zu reden“ nach Ansicht Max Kalbecks treffend bezeichnen. Christiane wird sicher viel geschmunzelt haben in der ersten Zeit über diesen jungen Mann, der bei ihr nach Jahren des ruhelosen Umherziehens endlich Geborgenheit und ein Zuhause findet.

Am 9. Juni 1830 steht das – nicht nur wegen des Altersunterschieds – ungleiche Paar vor dem Traualtar. Im Jahr darauf kommt das erste Kind (Elisabeth Wilhelmine Louise, kurz Lise) zur Welt, am 7. Mai 1833 folgt Johannes. Die evangelisch-lutherische Taufe findet wenige Wochen später in St. Michaelis, dem „Michel“, statt.

Von einem „gesunden Knaben“ ist die Rede in der Geburtsanzeige des übergelücklichen Vaters, die er, was zu dieser Zeit eher unüblich ist,